

Roland Schneiderreit

*Stadt  
der toten Engel*



Kriminalroman

Roland Schneider  
Stadt der toten Engel



Roland Schneidereit

# Stadt der toten Engel

Kriminalroman

EDITION  
Noack  Block

Umschlagabbildung: © iStockphoto.com / Morten Kjerulff

ISBN 978-3-86813-007-2

© Edition Noack & Block

Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig

Printed in Germany

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

[www.noack-block.de](http://www.noack-block.de)

Die Seele eines Kindes ist ein weißes, unbeschriebenes Blatt. So weiß, dass jede Berührung, und sei sie noch so flüchtig, ihre Spuren hinterlässt. Die Erwachsenen sind es, die, oft ohne nachzudenken, der Tragweite ihrer Handlungen im eigenen Selbstverständnis entrückt, ganz sorglos, als sei es das Natürlichste der Welt, auf dieses Weiß mit ihren schmutzigen, längst nicht mehr unschuldigen Händen zugreifen. Sie hinterlassen ihre Abdrücke, auf diesem weißem, jungfräulichen Bogen, bis dieser letztendlich übersät ist mit Flecken, Löchern und einem schlechten Geruch, um ihn dann in seiner ganzen Schabigheit und zerknittert in das Leben zu werfen. Ein Kind, dem dies widerfuhr, war Klaus Poßmannthiel. Um es gleich vorwegzunehmen: An den sozialen Verhältnissen in der Familie Poßmannthiel lag es durchaus nicht, dass das Leben von Klaus frühzeitig aus den Fugen geriet.

Die Eltern gehörten zur Mittelschicht, immer bedacht, ihren sozialen Status zu halten. Und gleichzeitig verspürten sie die Angst, die wohlige Mitte, das kleine Glück, zu verlieren. Der soziale Absturz drohte allein deshalb, weil die Medien ihn täglich propagierten und die Menschen damit in Angst hielten. Der Vater arbeitete bei einer Spedition als Kaufmann. Die Mutter mühte sich, mehr schlecht als recht, im Beruf einer Sozialpädagogin. Sie waren angesehene Einwohner in dieser mittelgroßen und mittelmäßigen Provinzstadt, die vergeblich darum kämpfte, endlich eine Großstadt zu werden und in der immer alles mit rechten Dingen zugging. Für alle und alles, die Politik, die Behörden, die, die für und in der Öffentlich-

keit standen, galt das Wörtchen „integer“. Ein Idyll, das die Fachwerkhäuser des mittelalterlichen Stadtkerns mit viel erfrischem Grün umrankte. Diese Häuser standen, von der Last der Jahre geneigt, aber possierlich und nach allen Regeln des Denkmalschutzes saniert, um den Altmarkt herum und hätten jeder Miniaturwelt, wie sie beschaulicher auf einer Eisenbahnanlage nicht zu finden sein konnte, alle Ehre gemacht. Dass in den Vorgärten der Außenbezirke mit ihren eintönigen Einfamilienhäusern Gartenzwerge posierten, war genauso eine Selbstverständlichkeit, wie die exakte Ausrichtung der Grünflächen, die in allen drei Dimensionen den rechten Winkel einen guten Freund nannten. In eben solch einem Haus wohnten die Eltern von Klaus Poßmannthiel und dessen zwei Geschwister.

Die drei Kinder machten einen gesunden und munteren Eindruck. Und von außen betrachtet – das sagten die Nachbarn immer, und sie würden selbst im Nachhinein nichts anderes behaupten wollen – hatten die Kinder der Poßmannthiels eine glückliche Kindheit. Denn materiell, was Essen, Kleidung und Unterkunft betraf, konnte niemand den Eltern etwas vorwerfen oder nachsagen. Klaus wuchs körperlich unversehrt heran. Freilich, was heißt unversehrt? Sehen die Menschen nicht immer nur das, was sie sehen können und wollen? Was ihnen an Aufnahme-fähigkeit gegeben ist und was ihren Horizont nicht übersteigt? Denn Klaus, das jüngste Kind der Familie, ein Kind, das einen äußerst sensiblen Charakter hatte und das selbst leichteste Schwingungen im Verhalten und den Äu-

ßerungen der erwachsenen Menschen wahrnahm, war in der Familie der Träumer. Leider besaßen seine Eltern nicht im Mindesten das Feingefühl, das Klaus sein Eigen nannte, sonst wäre ihnen die ausgeprägte Sensibilität ihres Jüngsten aufgefallen. Im Stress des Alltags blieben Verletzungen nicht aus. Klaus reagierte auf jede, wenn auch manchmal ungewollte Zurücksetzung, jeden noch so kleinen Liebesentzug seiner Familie sehr empfindlich. Die Eltern spürten: Träumer finden in dieser Welt keinen Halt. Der Kampf um den Platz in der Mittelschicht, wo die Chance bestand, ein klein wenig Sonne zu erheischen, findet nicht in den Träumen statt. Hier kämpfen alle gegen alle ums nackte Überleben in der selbst gewählten Wohlstandsfalle. Immerhin die Mutter mit ihrer pädagogischen Ausbildung – wer wenn nicht sie – hätte auf die Befindlichkeiten des Kleinsten reagieren müssen. Nur: ob sie überhaupt in der Lage war, das Gemüt ihres Sohnes auch nur im Ansatz zu errahnen? Die Eltern fassten das Ziel ins Auge, ihre Kinder unempfindlich für den harten Alltag zu machen, der ihnen bevorstand. Ein Alltag, dessen Inhalt der ewige Konkurrenzkampf ist, der zum Spiel ums Überleben aufforderte. Für Klaus war das eine Bedrohung, der er nichts entgegensetzen konnte. Dessen ungeachtet litt er seine gesamte Kindheit hindurch an der Ignoranz seiner Eltern und permanentem Liebesentzug. Sein einziger Anspruch, den er an die Eltern stellte, ließ sich in einem Wort zusammenfassen: Liebe. Liebe, einfach nur Liebe von seinen Eltern, das war, was er, vor allem von der Mutter, zu erlangen hoffte. Dabei schenkten



die Eltern ihm alles, was er sich wünschte. Sein Kinderzimmer quoll über von gekauften, unechten Zärtlichkeiten, die keine Seele in sich trugen. Den Wert, der diesen Geschenken anhaftete, zu errahnen, war für den kleinen Klaus ein Ding der Unmöglichkeit. Klaus suchte stets und ständig dieses Gefühl, das ihm die bunten Spielsachen, geboren aus der Fantasie der Erwachsenen, nicht vermittelten. Und Klaus selbst? Für einen Jungen war Klaus zu lieb und zu aufmerksam. Er stand immer bereit, nach jeder guten Leistung Zärtlichkeiten von seiner Mutter zu erhalten, tat alles, um den Eltern, vor allem aber der Mutter, in seinem kindlichen Wirken und Benehmen zu gefallen. Selbst den Nachbarn fiel das auf. Sie lobten Klaus in Gegenwart seiner Eltern für sein ungewöhnlich gutes Betragen. Die Reaktion der Eltern darauf erzeugte ein entschuldigendes, ja fast peinliches Lächeln. Ein Lächeln, das nicht Klaus galt. Im Grunde genommen ein Lächeln, das einer Grimasse glich. Kein Lächeln nach dem Klaus Sehnsucht verspürte. Nie sah er ein Lachen von der Mutter, dem Vater oder den Geschwistern. Alle trugen die Angespanntheit in ihren Körpern, die das Leben auf sie projizierte. Und Klaus liebte lachende Menschen über alles. Im Kinderwagen, wenn wildfremde Menschen hineinschauten, das Baby sehen wollten, sahen sie immer ein freundlich lächelndes Kind, das nicht schön aussah, durch sein Lachen diesen Makel jedoch ein ganzes Stück ausglich.

Begann nicht alles mit Klaus' Geburt? Er, der Nachzügler. Die Mutter nahm es Klaus persönlich übel, dass er sie

so unendlich lange mit den Schmerzen, die eine jede Geburt begleiteten, quälte. Eine Geburt, die keine Eile konnte und damit die Qualen der Mutter ins Unendliche zog. Klaus sah nicht ein, den vertrauten Bauch der so geliebten Mutter zu verlassen. Fast einen ganzen Tag peinigte er die Mutter mit seiner Verweigerung. Den Schmerzen folgte der Schock über das Aussehen des Kindes. Klaus veranlasste mit seinem äußeren Erscheinungsbild sogar die Hebamme zu einem ungewollten Aufschrei. Seine Mutter packte der Widerwille beim Anblick des eigenen Kindes, das schmierig auf ihrer Brust lag und dessen Proportionen nur hoffen ließen, dass sie mit der Zeit verwachsen würden. Jeder im Kreißsaal zeigte leise Verständnis, dass die Mutter den Kopf vom eigenen Kind abwandte. Dass die Natur so ungerecht sein sollte, wollte die Mutter nicht akzeptieren. Vom ersten Moment an bestimmte nicht Liebe, sondern Antipathie ihre Beziehung zu Klaus. Und das sollte Klaus die gesamte Kindheit über spüren, denn der erste, traurige Eindruck des Babys, die Hoffnung, die Natur hätte ein Einsehen, sie verschwand mit den Jahren. Klaus blieb hässlich und in früher Jugend begann sein Körper eine gehörige Portion Übergewicht anzusetzen. Seine Mutter bestrafte ihn mit konsequentem Liebesentzug, machte Klaus persönlich für sein Aussehen verantwortlich. Wie sollte sie denn mit Klaus in die Öffentlichkeit treten? Mit einem Kinderwagen erregte man doch immer Aufmerksamkeit. Was sollten die Leute denken? Schließlich war so ein Gefährt heutzutage kein gewöhnlicher Anblick mehr, da schauten die Menschen natürlich

rein. Klaus entwickelte, rein instinktiv, eine Strategie gegen diesen Liebesentzug, der ihm die Mutter zwar nicht näher brachte, jedoch Menschen, die für ihn fremd waren, zu einer freundlichen Geste verleiten sollte. Im Kleinkindalter, wenn er aufmerksam im Kinderwagen saß, begann Klaus, mehr unbewusst, die Menschen, die ihm begegneten, anzulachen. Manchmal folgte dem Lachen ein Jauchzen und Glucksen. Und die Menschen dankten Klaus, lachten ihn, trotz seiner Hässlichkeit, an. Das funktionierte einfach und unkompliziert. Dass dabei nicht jedes Lachen ein ehrliches Lachen sein wollte, sondern auch Höflichkeit und Mitleid gegenüber der Mutter eine Rolle spielten, das konnte das Kind nicht ahnen. Klaus unterschied nicht ehrliches und falsches Lachen voneinander. Klaus, das sagten alle in der Nachbarschaft, sei ein freundliches Kind gewesen. Die restlichen Äußerungen, die den kleinen Klaus betrafen, entschwanden für die Ohren des Kindes und gingen in einem Gemurmel unter, aus dem heraus das Wort Hässlichkeit wie eine vage Ahnung daherkam. Warum Klaus lachte, der, der so hässlich aussah und überhaupt keinen Grund dazu besaß, das wussten die Menschen nicht. Sie nahmen dieses Lachen einfach hin. Vielleicht dachte der eine oder andere auch, Klaus könnte zu seinem äußeren Erscheinungsbild obendrein geistig behindert sein. Ausschließen konnte man bei so einem hässlichen Kind nichts. Und die Eltern? Darüber nachzudenken, warum Klaus nicht sie, sondern fremde Menschen anlachte, dazu fehlte den Eltern schlicht das Einfühlungsvermögen. Oder anders gesagt: sie lachten ihr

Kind nicht an und erwarteten im Gegenzug auch nichts Gleichwertiges. Den Zeitpunkt zu bestimmen, an dem Klaus aufhörte, für immer aufhörte, den Versuch zu unternehmen, seine Eltern anzulachen, war ihnen nicht mehr möglich. Dazu hätte ihnen auffallen müssen, dass Klaus das Lachen einstellte. Der Hass und die Abneigung dem eigenen Kind gegenüber und die fehlende Kraft überwogen.

Sie, die Eltern, fleißige Leute, sie sahen ihre Aufgabe darin, die Kinder materiell zu versorgen und auf dieser Grundlage durch das Leben zu bringen. Sie sollten im Leben letztendlich einen besseren Start haben, so, wie das allgemeiner Tenor in allen Familien war. Arbeit stand bei Klaus' Eltern an erster Stelle, dann kam der Haushalt, das kleine Häuschen und der Eindruck, den sie bei den Nachbarn, den ach so lieben Nachbarn, hinterließen, ja hinterlassen wollten und mussten. Selbst am Sonntag, obwohl die Eltern keinem Glauben anhängen, eilten sie mit den Kindern in die Kirche, allein um den Nachbarn zu gefallen. Klaus ängstigte die Kirche von Anfang an. Sie kam übermächtig in ihrer Größe und Dunkelheit auf ihn zu. Und dann diese Kälte und der Geruch aus längst vergangenen Zeiten, der in diesem dunklen, hohen Haus wohnte. Der schwarze Mann, der sprach, dessen Reden er nicht verstand, der aber unablässig mahnte und einschüchterte, der nie lachte, dieser Mann machte auf Klaus einen bedrohlichen Eindruck, weil er mit seiner düsteren Gestalt, seiner tiefen Stimme, dem erhobenen Zeigefinger und dem unfreundlichen Gesichtsausdruck von den

Ängsten der Welt erzählte, welche nur zu überwinden seien, wenn er, der kleine Klaus, immer brav sei und keine Verfehlungen beging, von denen er nicht einmal wusste, dass sie existierten. Tief in diesen Zwängen verwurzelt, die die Familie, gleich einer Buße, sich selbst auferlegte, fehlte die Zeit für das Eigentliche, die Kindererziehung und die dazugehörige Liebe, die jede Form der Erziehung begleiten sollte. Stefan und Susi, die beiden älteren Geschwister, waren von kräftigem Naturell. Sie kompensierten den Liebesentzug auf ihre Weise, in dem sie sehr schnell Freunde fanden, die ihnen Anerkennung und Liebe gaben. Eine instinktive Umgehungslösung, die sie schützte. Klaus, den Nachzügler, trennten neun Jahre von der Mittleren, von Susi. Ihm blieben die Möglichkeiten versagt, für den Liebesentzug seiner Eltern einen Ausgleich zu finden. Mit Gleichaltrigen, die ihn oft wegen seiner Hässlichkeit hänselten und mieden, fehlte ihm der Umgang. In der Schule ein vergebliches Mühen um gute Leistungen. Viel zu sehr beschäftigten den Schüler Klaus Poßmannthiel die offenen oder versteckten, manchmal subtilen Hänseleien der Schüler und Lehrer. Zum Lernen blieb wenig Kraft übrig. Lieber saß Klaus in seinem Zimmer, in dem reichlich Spielzeug, vor allem Bausteine aus seelenlosem Plastik, herumstand. Damit bastelte Klaus seine eigene Welt und manchmal gelang es ihm, beim Spielen ein Lachen zu bauen, das nur ihm gehörte, das er jeden Abend, auf Geheiß der Mutter, wieder in die Kiste legte. Um die Sache auf den Punkt zu bringen: Klaus litt schweigend unter dem Liebesentzug. Ihm fehlten die

Worte, die ihm die gesamte Kindheit und sein weiteres Leben hindurch nicht gegeben waren. Während Stefan und Susi im Anschluss an ihre Kindheit ins Leben gingen und ein bürgerliches Dasein führten – sie erlernten beide einen Beruf und arbeiten auch in diesem – kämpfte der Nachzügler Klaus bereits in der Schule mit den Tücken des Wissens, das ihm die Lehrer servierten und mit dem er selten etwas anfangen konnte. Sein Gehirn war blockiert. Zu oft entschwanden seine Gedanken während der Schulstunden. Sie gingen auf Reisen in ferne Welten, auf die Suche nach einem Lächeln. Auf dem Abgangszeugnis konnten er und seine Eltern diese Abwesenheit dann auch amtlich bestätigt nachlesen. Der Start ins Leben in und nach der Schule, der Anlauf, den Klaus nahm, er kostete zu viel Kraft, dem hielt die kleine Seele nicht stand. Das Scheitern sah Klaus am ersten Tag der Berufsausbildung als Tischler voraus. Nicht nur ein Gefühl, für Klaus zu diesem Zeitpunkt längst eine Gewissheit. Er fand keine Beziehung zu der Organisation, in der er, fest eingebunden, arbeiten sollte; keine Beziehung zum Werkstoff Holz, den Maschinen und Technologien, mit denen der Werkstoff andere Formen annahm. Und nicht nur das, Klaus spürte, in diesem Lebensabschnitt begann eine Phase des Schwebens. Er bekam unter seine Füße keinen festen Boden mehr. Was für ihn übrig blieb, waren Handlangertätigkeiten, längere Zeiten von Arbeitslosigkeit und der Rückzug in die Resignation und die abgeschlossene Welt hinter seiner Wohnungstür. Und dann war da noch die ewige Suche nach dem Lächeln, die Klaus in seinen

Traumwelten verfolgte. Sein Weg schien nicht nur vorherbestimmt, sein Leben folgte einem schlechten Stern. Der Kontakt zu den Eltern, denen die Entwicklung des eigenen Kindes peinlich war – die Leute sagten nur: „Schaut euch mal den Klaus an. Die Mutter ist Sozialpädagogin, müsste der Klaus da nicht eigentlich ...“ –, riss bald ab. Nur sporadisch sah Klaus die in seinen Augen gefühlskalten Eltern. Für die Eltern ein Glücksumstand. Gott sei Dank wohnte das ungeliebte Kind am anderen Ende der Stadt in einer heruntergekommenen Gegend. Einer Gegend von Verlierern. Klaus derweil verstummte, denn ihm fehlte ein Grund, mit seinen Eltern im Gespräch zu bleiben. Worüber sollten diese drei Menschen miteinander sprechen, da sie keine Zuneigung verband? Ein Lächeln, ja ein Lächeln, das wäre der Schlüssel für einen Neuanfang. Aus seiner Kindheit heraus konnte sich Klaus kein Erlebnis in Erinnerung rufen, in dem seine Eltern ihm einmal etwas für ihn wichtiges zu sagen gehabt hätten. Etwas, das für Klaus von Bedeutung gewesen wäre wie Liebe, Zuneigung oder Achtung. Einsamkeit umschlang Klaus wie eine Efeupflanze und er kannte kein Rezept und keine Möglichkeit, dagegen anzukämpfen. Klaus trieb im und durch das Leben. Niemand zeigte ihm die Anker, an denen er Halt finden konnte. Selbst seine Geschwister rückten in unbekannte Fernen. Vielleicht ist das aber nur ein Teil der Erklärung. Klaus fehlte womöglich von jeher die Kraft, dagegen vorzugehen, eine Kraft, die aus Zuneigung und Geborgenheit, ja Liebe in den ersten Jahren seiner Kindheit hätte erwachsen sollen. In ihm

schlummerte ein großer, tiefer Krater, dessen Grund kein Licht kannte. Die Kraft des Klaus Poßmannthiel war längst verschwunden – in seiner Kindheit beim Kampf um ein lachendes Gesicht der geliebten Mutter, die er so gern Mama genannt hätte, die ihm dies jedoch verbot und darauf bestand, „Mutter“ genannt zu werden. Und selbst, wenn der Vater an die Stelle der Mutter getreten wäre, Klaus liebte seine Mutter, von ihr wollte er die Liebe und Anerkennung. Von niemand anderem. Damit nicht genug: Klaus war jetzt fünfunddreißig Jahre alt und ihm fehlte die Attraktivität, die einen Menschen in den Augen eines anderen begehrenswert erscheinen ließ. Dazu kam: Klaus achtete nicht auf sein Äußeres. Für wen auch und wozu? Bei Klaus kam alles zusammen. Halbglatze, Doppelkinn, ein Bauch, der stetig wuchs. So einen sieht keine Frau an. Warum er auf dieser Welt lebte und was das alles für einen Sinn haben sollte, darüber dachte Klaus weder nach, geschweige denn interessierte ihn das. Er wusste, irgendwann würde er sterben, das war ihm schon in seiner Kindheit zu Bewusstsein gekommen, beim Tod seines Großvaters, der ihn manchmal lieb streichelte, als einziger der Familie. Die Zeit bis zu diesem Tag, dem eigenen Todestag, die galt es mit seinem Leben zu überbrücken, an dem er keine Schuld trug, an dem er aber jeden Tag neu verzweifelte und litt. Klaus Poßmannthiels Leben ein weggeworfenes, noch bevor ein Wert daraus entstand. Sein Alltag schloss nach außen hin Höhepunkte aus. Wenn Klaus das Glück hold war, er gerade eine Arbeitsstelle fand, dann zog Regelmäßigkeit in sein Leben ein. In



dieser Zeit fühlte er eine Art Besserung. Ansonsten drehten die Tageszeiten, weitgehend unbemerkt von Klaus Poßmannthiel, ihre Runden, nur an der Abwechslung zwischen Hell und Dunkel waren sie für Klaus zu unterscheiden.

Am Vormittag schwang er seinen unsportlichen Körper regelmäßig, wenn das Wetter es erlaubte, auf sein Fahrrad und fuhr in der Stadt und ihrer Umgebung umher, meist ziellos, kaufte sporadisch ein paar Lebensmittel ein, trank an einem kleinen Kiosk mit Schicksalsgenossen, die ihn in ihre Mitte aufnahmen und deren Bindeglied der Alkohol war, seine zwei Bierchen. Diese Menschen am Kiosk, die nahmen Klaus ernst, weil sie das Scheitern verband. Meist Männer, die, ähnlich wie er, in ihrem Lebensweg an irgendeiner Stelle eben jenes persönliche Versagen vorzuweisen hatten. So sahen sie ihr Leben und sprachen offen darüber. Nicht immer steckte ein persönliches Versagen dahinter. Manchmal waren es Zufälle oder Kleinigkeiten, weswegen der Einzelne gebrandmarkt wurde. Das bedeutete gesellschaftlichen Ausschluss. Dann blieb nur der Alkohol. In den Momenten am Kiosk konnte Klaus sich Gehör verschaffen, sie blieben positiv in seiner Erinnerung haften, sodass der Stand für ihn einer der wenigen schönen Orte in seinem Leben war, zu denen eine Wiederkehr lohnte. Mit diesen Kumpel fand er eine gemeinsame Sprache. Durch das Schicksal mit Klaus verbunden stellten sie den anderen positiven Gegenpol in seinem Leben dar. Klaus tat das gut. Da er nie von seinen Träumen erzählte, bestand auch nie die Gefahr, seine

Freunde könnten ihm seine Frau, die immer den Mittelpunkt seiner Träumereien bildete, und deren Lächeln streitig machen. Manchmal dachte Klaus darüber nach, welche Träume die Kumpel bewegten, ob er allein mit dieser, seiner Frau war oder ob es unzählige dieser Frauen, die den anderen auch in ihren Träumen erschienen, gab. Klaus vermied es, in den Unterhaltungen dieses Thema anzusprechen. Angst peinigte ihn, etwas über seine Frau preiszugeben, die anderen Kumpel auf die Fährte zu ihr zu bringen. Und so schwieg Klaus lieber, immer hoffend, einmal würden sie, bei passender Gelegenheit, über das Thema sprechen können, ganz unbefangen.

In der zweiten Tageshälfte streunte Klaus mit seinem Fahrrad meist durch die Umgebung der Stadt. Von zielgerichtetem Handeln konnte bei Klaus Poßmannthiel nicht die Rede sein. Nur wenn es regnete, blieb Klaus zuhause und der Fernseher führte ihn, ziellos wie sein Fahrrad, durch die Welt der Sender, die alle ihre ganz besonderen Unwichtigkeiten mitteilten und mit denen er nichts anzufangen wusste. Sie halfen ihm, die Stunden bis zum Einbruch der Dunkelheit zu überbrücken, um dann den Höhepunkt jeden Tages zu erreichen: sein Bett und den Schlaf. Daraus entwickelte Klaus seine Freude. Die Nacht bescherte Klaus Träume, die ihm den nächsten Tag abstrakt erscheinen ließen und ihm dadurch, dass er dies nicht verstand, die Angst vor dem kommenden Morgen nahmen. Klaus Poßmannthiel träumte nur einen Traum. Den Traum seines Lebens, der wie eine Endlosschleife daherkam. Den Traum, in dem seine Frau, die ihm ein

Lächeln schenkte, wohnte. Sie, seine Ersatzfrau und Ersatzmutter, sie, die unnahbar blieb, sie schwebte in seinen Träumen wie ein überirdisches Wesen und sie bescherte Klaus Verständnis, Zuneigung, Achtung, Aufmerksamkeit und Liebe. Ihre Beziehung wuchs mit jedem dieser Träume, langsam, sehr langsam, Schritt für Schritt. Mit diesen Träumen ist zugleich das Sexualeben von Klaus Poßmannthiel beschrieben. Eine Reduktion auf dieses eine, unerreichbare Lächeln. Klaus, so viel verstand er, musste mindestens noch einmal fünfunddreißig Jahre durchhalten, dann wäre das alles zu Ende und er würde dieser Frau aus seinen Träumen in eben jener Traumwelt begegnen. Das gab Klaus Mut und Zuversicht. Mit der Dauer seines weiteren Erdendaseins verband Klaus kein persönliches Leid. Er nahm dieses Leben hin. Wovor ihm aber graute, war die Vorstellung, weitere fünfunddreißig Jahre ohne Liebe leben zu müssen. Erst dann würde er die Vereinigung mit *ihr* vollziehen können. Er hoffte, diese Frau dann persönlich kennen zu lernen, mit ihr Worte, Gefühle und Zärtlichkeiten auszutauschen.

Ganz anders war die Kindheit von Anne, Laura und Beate Kliefoth. Drei kleine Seelen, die die Schrecken und Gefahren dieser Welt nicht kannten, da ihre Familie alles tat, sie behutsam davon fern zu halten. Bisher bestand keine Veranlassung, sie damit zu konfrontieren. Das würde automatisch kommen und in jedem Fall für die Kinder zu zeitig. Deswegen achtete die Familie penibel darauf, dass auf ihren kleinen Seelchen keine Flecken auftauchten. Die

Sonne schien seit Jahren beharrlich, ja fast aufdringlich in das Leben von Familie Kliefoth. Alle waren bei bester Gesundheit, und neben Beate, der zwölfjährigen Tochter, machten der Familie vor allem die neunjährigen Zwillinge, Anne und Laura, viel Freude. Nicht nur, dass sie mit ihren goldblonden Locken wie Engel daherkamen und um ihr äußeres Erscheinungsbild und ihre Wirkung wussten – Kinder spüren so etwas –, sie unterdrückten dieses Wissen und taten so, als wüssten sie nicht um ihre Ausstrahlung, mit der sie ihr Umfeld verzauberten. Dazu gaben sie ihr Bestes in der Schule, zur Freude der Familie und der Lehrer. Die Lehrerin, dieselbe, die vor Jahren auch Klaus Poßmannthiel unterrichtete, erzählte überall, wie nett die beiden Mädchen der Kliefoths wären und wie fleißig. In ihrer großen Schwester, die von anmutiger Schönheit war, besaßen Anne und Laura eine Freundin, die gleichfalls Aufgaben einer Mutter übernahm, zumal sie, die große Schwester, dieselbe Schule besuchte und ebenso fleißig und nett daher kam wie ihre kleinen goldgelockten Zwillingsschwestern. Das beeinflusste den Ruf der Familie an der Schule insgesamt und sorgte nicht unerheblich dafür – ohne den Lehrern etwas unterstellen zu wollen –, dass Anne, Laura, und Beate gute Noten erhielten. Unter den lieben Nachbarn herrschte eine einhellige Meinung über die Familie. Wen die Götter lieben ..., dem fällt im Leben eben vieles leichter.

Das Grundstück der Familie Kliefoth reichte aus, um auch die Großeltern aufzunehmen, die ihre Kinder bei der Betreuung und Erziehung der Enkel tatkräftig unter-

stützten. So arbeiteten Mutter Bärbel und Vater Manfred denn auch in gut bezahlten Positionen und finanzierten ihren Kindern ein angenehmes, sorgenfreies Leben. Aber selbst Familie Kliefoth kämpfte den Kampf der Mittelschicht gegen den Abstieg. Jedes der Kinder pflegte ein Hobby. Beate tanzte im Kinderballett und sie liebäugelte damit, einmal Tänzerin zu werden. Ständig, ja in jeder freien Minute, stand sie vor dem Spiegel, bäugte ihren Körper, drehte ihn hin und her und prüfte, ob sie ihren eigenen Ansprüchen, gerade in diesem Moment, gerecht werden konnte. Anne ging zweimal die Woche auf dem nahe gelegenen Ponyhof reiten und wollte einmal Tierärztin werden. Eine genaue Vorstellung von diesem Beruf fehlte ihr aber noch. Sie liebte die Tiere nicht nur, sie stellte sie auf die gleiche Stufe wie die Menschen. Tiere ähnelten dem Menschen nicht nur, sie empfänden genauso wie Anne, wie alle Menschen, Freude und Leid. Daran glaubte Anne fest. Obendrein kam hinzu, dass Anne litt, wenn ein Tier auf dem Reiterhof erkrankte. Vom Tod eines ihrer geliebten Pferde, das plötzlich starb, wollte sie nichts wissen, verdrängte diesen Moment, der nicht in ihr Leben passte. Die Eltern schauten dann besorgt, denn sie verstanden Annes Leiden. Ihre Sorge, Anne könnte tatsächlich zu tief mit ihren Gefühlen in die Welt der Tiere hineintauchen und den Bezug zur Realität verlieren, schien berechtigt.

Laura hingegen, die das Klavierspielen erlernte, von ihr waren bisher keine Berufswünsche zu vernehmen. Ihre feingliedrigen Finger, die das Gefühl für den mechani-

schen Vorgang des Drückens der Tasten verinnerlicht zu haben schienen, sie sollten sie einmal berühmt machen – so der Plan des Klavierlehrers an der Musikschule. Das mit dem fehlenden Berufswunsch beunruhigte niemanden in der Familie, denn Zeit war genug, bis tatsächlich eine Entscheidung anstand. So ähnlich die Zwillinge in ihrem äußeren Erscheinungsbild für einen Fremden waren, charakterlich trennten sie Welten. Anne, die besorgte Tiermutter, die mit den Tieren und der Welt litt und die nicht verstehen konnte, warum Leid bei Menschen und Tieren zum Leben dazugehörten, und Laura, die virtuose Arbeiterin am Klavier, die die Welt während ihres Spiels ausblendete. Doch wie bei Zwillingen oft üblich, waren auch Anne und Laura unzertrennlich, bis auf ihre Hobbys. Aber das tat beiden gut, konnten sie sich doch gegenseitig Geschichten erzählen, die sie in den wenigen Stunden am Tag, an denen sie nicht zusammen waren, erlebten. Anne und Laura standen ganz im Mittelpunkt der Familie und der sie umgebenden Welt. Beate hingegen, die nicht zum eingeschworenen Kreis der Zwillinge gehörte, kämpfte mit aller Macht um ihren Platz in der Familie. Niemand in der Familie benachteiligte sie. Und dennoch, ein bisschen anders war ihre Stellung innerhalb der Familie schon. Sie fühlte, ein halbes Einzelkind zu sein, dem ihre Umwelt das Erwachsensein unterstellte. Vor allem die Männer der Familie, der Großvater und der Vater, widmeten ihre ganze Aufmerksamkeit dem großen Mädchen, wie sie Beate liebevoll nannten. Das tat Beate sichtlich gut und beugte innerfamiliären Spannungen vor.

Die Bezeichnung, die beiden Männer seien vernarrt in das Mädchen, charakterisierte die Situation wohl am besten. Wenn sie tanzte, strahlte sie die Anmut einer zierlichen Puppe aus. Sie verdrehte dabei nicht nur Vater und Großvater den Kopf. Beate verzückte ihren Tanzlehrer, Herrn Abendschein, der über viele Jahre am Staatstheater als Solotänzer glänzende Erfolge verbuchte, die in Form von Zeitungsartikeln über seinem Schreibtisch hingen. Ihm, dem Mann, der kein Gramm Fett zu viel an seinem Körper trug, dessen feminine Ausstrahlung ihn so weich erschienen ließ, dessen gute Manieren ihm so gut zu Gesicht standen, ihm rannten die Frauen nach, vor denen er in die Arme von Kevin flüchtete, einem zwanzig Jahre jüngeren Tänzer. Seit sieben Jahren waren sie glücklich verheiratet.

Es war Liebe auf den ersten Blick, damals, und diese Beziehung zu Kevin beendete für Herrn Abendschein ein Leben mit zahllosen Affären. Die drehten ihre Runden in seinem Leben, wie die vielen Tänze, die ihn berühmt gemacht hatten. Jetzt, mit Anfang fünfzig, spürte er nicht mehr den Druck, der in seiner aktiven Zeit auf ihm lastete. Das Antanzen gegen das Alter, seit jeher das Problem vieler Tänzer. Endlich weg vom Leistungssport und hin zur Freude am Beruf, zur Arbeit mit Kindern. Ihnen, den Kleinen, seinen kleinen Mäusen, wie er sie nannte, ein Gefühl für die Bewegungen und den Tanz zu vermitteln, war seine schönste Berufung geworden. In Beate sah er den Typ Mädchen, in dessen Körper er gern gewohnt hätte. In ihrer Person sah er den Idealzustand einer Kindheit,

die ihm selbst verwehrt war. Beate besaß all die inneren Eigenschaften und äußerlichen Anzeichen, die er im Nachhinein für seine eigene Kindheit gern beansprucht hätte. Mit den Kindern setzte er eine Aufgabe um, die ihn ausfüllte und in einen Zustand des Glücks versetzte. Herr Abendschein war für seine jetzige Tätigkeit durchaus dankbar. Sein Beruf führte zwangsläufig dazu, spätestens mit Ende dreißig über berufliche Alternativen nachzudenken. Diese Konsequenz schob er jahrelang vor sich her. Doch eines Tages sagte sein Körper nein. Wer brauchte einen abgehalfterten Tänzer, der aus Altersgründen nicht mehr die Leistung erreichte, die jeder von ihm erwartete? Die Kinder aus der Tanzgruppe hingegen ahnten nichts von den Eigenheiten, die der Beruf des Tänzers mit sich brachte. Sie liebten Herrn Abendschein abgöttisch. Vor jeder Tanzstunde umringten sie ihn, hingen wie Kletten an ihrem großen Vorbild, denn Herr Abendschein besaß auch die Gabe, geistreich daher zu kommen und mit den Kindern nicht nur Dehnübungen durchzuführen, sondern auch den einen oder anderen Spaß zu machen. Einmal damit angefangen, gehörte zu jeder Tanzstunde mindestens eine Geschichte aus dem aktiven Bühnenleben von Herrn Abendschein. Wo und mit wem er auf den großen Bühnen dieser Welt aufgetreten war und in welchen Stücken er seine Triumphe regelrecht ertanzte hatte.

Das Verhalten dieser Männer – Vater, Großvater und Herr Abendschein – Beate gegenüber glich alle Zurücksetzungen aus, die sie in Bezug auf die Zwillinge hinneh-



men musste. Deswegen verspürte sie auch keinen, aus der Zurücksetzung möglicherweise entstehenden, Hass den kleineren Geschwistern gegenüber. Eine Konkurrenz bestand unter den Schwestern nicht und somit blieben Spannungen zwischen den drei Kindern weitgehend aus. Das Leben von Familie Kliefoth verlief in ruhigen Bahnen ohne nennenswerte Bedrückungen. Krankheit, finanzielle Engpässe oder Unfälle waren Angelegenheiten, die für die Familie kaum eine Bedeutung besaßen. Selbst das fortgeschrittene Alter der Großeltern löste keinerlei Sorgen aus, da die beiden Alten für ihren Jahrgang gesund und rüstig wirkten und dies auch waren. Der Hausarzt schien regelrecht verzückt, wenn er die sie untersuchte. Das bei ihnen und in ihrem Alter jeden Tag die Gefahr bestand, sie könnten erkranken oder sterben, dieser Gedanke erschien einfach abwegig.

Fast unerträglich, wie an manch heißen Sommertagen die Sonne, lag die Idylle über der Familie und wickelte sie in die Eintönigkeit eines ganz normalen Lebens. Die Gefahr bestand, die kreativen Lebenskräfte, vor allem die der Kinder, einzuzwängen und zu verlieren. Warum anstrengen, wenn alles so schön einfach, friedlich und behaglich ist? Dieser Gefahr zu begegnen, dafür stand die Großmutter, die mit aller Energie den drei Enkelinnen die Schönheit des Lebens und die damit verbundenen Anstrengungen fantasievoll vermittelte. Großmutter verstand, die Mühen des Lebens mit vielen Geschichten klein zu reden und ihnen etwas Positives abzugewinnen. Nach ihrer Meinung führte der Weg zur Schönheit des Lebens über

jene Mühen und entwickelte eben aus diesen eine Schönheit, die der Mensch genießen sollte. Mit viel Feingefühl zeigte sie den Enkelkindern, dass nicht alles, was auf den ersten Blick unbehaglich daherkam auch unbequem sein musste. Sie pries die Arbeit gewissermaßen als einen schöpferischen Prozess, in deren Verwirklichung die Mädchen später einmal höchste Befriedigung erlangen könnten. Das gelang ihr so geschickt, dass Anne und Laura bald keine richtige Lust mehr verspürten, in die Schule zu gehen. Großmutter kochte mit den Mädchen, buk mit ihnen Kuchen, stopfte Strümpfe und kochte Obst zu Marmelade ein. Natürlich kamen die Kinder letztendlich zum Naschen. Regelmäßig fiel etwas ab. Und Großmutter schaute nicht so genau hin, wenn einer der kleinen Finger in der Schüssel mit den Streuseln verschwand und einen Augenblick später ein kleiner Mund die Backen aufblähte. Sie lächelte dann unmerklich, dachte an die eigene Kindheit. Mutter Bärbel und Vater Manfred verdrehten dabei die Augen, ohne der alten Frau ihre Meinung darüber zu sagen. Schließlich lebten alle unter einem Dach und der Friede in der Familie sollte nicht aufs Spiel gesetzt werden. Und schließlich waren sie der Großmutter dankbar dafür, dass sie ihnen einen Teil der Erziehung abnahm. Großmutter hörte aus den Reden der Zwillinge wohl heraus, dass die Schule nicht immer die Wichtigkeit besaß, die sie besitzen sollte und sogleich lobpreiste sie die Schule in höchsten Tönen. Wir würden heute sagen, Großmutter übersetzte den Kindern die Vorteile, wozu die Schule alles gut sein konnte. Die Zwillinge und Beate verwirrte

das zuerst, doch letztlich bereitete die Schule ihnen Spaß und so musste die Großmutter sie nicht lange vom Wert der Schule und des Lernens überzeugen. Sie stupste sie nur regelmäßig an, wenn die Kraft mal ein bisschen nachließ. Die drei Kinder, obwohl noch recht jung, spürten, dass sie im Leben nur bestehen konnten, wenn sie motiviert und leistungsbereit wären. Damit hielten sie den Schlüssel in der Hand, die schönen Seiten des Lebens zu genießen.

Ein Anblick, den die Menschen wahrlich gerne sehen. So ein Kleingarten. Dieser Anblick wird zum Einblick in das Leben von Friedhelm Junge. Der Garten bereitete Friedhelm viel Freude, er steckte all seine Energie in eben diesen Garten. Das Fleckchen Grün bestimmte er, aufgrund eines unterzeichneten Vertrages, zu seinem Eigentum. Was man hat, das hat man. Ganz einfach. Besitzen oder nicht besitzen, darum dreht das Leben seine öden Runden. Und seinen kleinen Besitz hielt Friedhelm Junge fest. Friedhelms Welt schwebte in sorgenloser Harmonie, denn er lebte im bequemen Status eines Frühpensionärs. Um den Überfluss an Zeit, der ihn seit seiner Pensionierung quälte, sinnvoll zu nutzen, übernahm er vor Jahren diesen heruntergekommenen Garten. Der Vorbesitzer gab die Parzelle aus Altersgründen ab und Friedhelm besaß endlich eine Aufgabe, eine Aufgabe, der er mit ganzer Leidenschaft nachging.

Mit viel Liebe und Akribie entstand auf den vierhundert Quadratmetern ein Idyll, welches mehrmals vom Be-

zirksvorstand der Kleingärtner lobend erwähnt wurde. Zu einem Preis, den Friedhelm Junge so ersehnte, reichte es bisher aber leider nicht. Immer fand die Jury etwas, was aus ihrer Sicht nicht ganz optimal zu sein schien. Einmal fiel sogar das Wort suboptimal mit dem er nichts anfangen konnte und erst im Duden die Bedeutung nachschlagen musste. Daraufhin war er verärgert. Sein Ehrgeiz wurde jedoch weiter angespornt und führte ihn in Richtung Verbissenheit. Ein wenig Arroganz unterstellte Friedhelm Junge diesen Leuten von der Jury auch, doch gleichzeitig trieben die Niederlagen Junge an, perfekter zu werden, mehr in seinen Garten zu investieren, mehr darauf zu achten, dass alle Bedingungen, die diese Leute in ihren ewig langen Listen führten, erfüllt waren. Wie besessen arbeitete Friedhelm an jedem Detail. Nicht nur, dass diese stimmen sollten, ihr Schicksal bestand darin, dazu verdammt zu sein, miteinander zu harmonieren. Grüne rechte Winkel an allen Orten, drapiert mit den roten Zipfelmützen kleiner Männer, die im Einklang mit den gepflanzten Gewächsen standen. In der Kleingartenanlage spielte er mit Abstand in einer anderen, in seiner Liga. Und alle Gartennachbarn waren auf ihren Friedhelm stolz und ein ganz klein wenig beneideten sie ihn, natürlich heimlich, ohne ihm das zu sagen. Nicht im Bösen. Boshafte Neid schloss die Gärtnerehre aus. Vielmehr hofften sie, mit Friedhelm bald einen Preisträger in ihrer Mitte zu haben, der durch einen Preis ihre Sparte in die Öffentlichkeit bringen würde. Alle unterstützten den ach so liebenswerten und geschätzten Gartenfreund Jun-